

len und Ursprünge mancher auf dem Konzil entscheidend wichtig gewordener Themen bezeichnet werden müssen. Es ist z. B. gar nicht einfach, Ansatzpunkte und erstes Auftauchen der Kollegialitäts-Idee innerhalb der neueren katholischen Theologie zu finden. So war das Konzil das Ereignis eines weit hin unreflexen, oftmals geradezu „mystischen“ kirchlichen Wachstums, dessen Wurzeln erst nach und nach von theologiegeschichtlicher Forschung freigelegt werden müssen. Es wird noch zahlreicher Einzeluntersuchungen bedürfen, bis alle (oder doch die wichtigsten) auf das Zweite Vaticanum hinführenden Linien offen sichtbar sein werden.

II. Auffallend war dem Rezensenten vor allem in den kommentarartigen Teilen die stark biblische Argumentation bzw. ausgedehnte exegetische Grundlegung der Beiträge. Was da an Exegese ausgebreitet wird (nicht ohne ständige kritische und aufmerksame Benutzung evangelisch-theologischer Literatur), ist erstaunlich und in dieser Weise neu. Es ist zu vermuten, daß wir diesem Verfahren im kommenden „Dialog“ immer häufiger begegnen werden: die römisch-katholische Theologie entdeckt in wachsendem Maße die Bibel, gewinnt im Umgang mit ihr deutlich an Sicherheit und führt sie, nicht ohne ein gewisses Selbstbewußtsein, für sich (und gegen die anderen!) ins Feld.

III. Vergleicht man damit die Art, wie sich die evangelischen Mitarbeiter dem Konzilstext nähern, so stellt man fest, daß P. Meinhold sich mit einem milden und etwas blassen evangelischen „Ökumenismus“ begnügt. Doch hebt sich dieser Beitrag wohltuend ab gegen die „Gedanken eines reformierten Theologen“, die Heinrich Ott-Basel beige-steuert hat (II, S. 550—568). Er weiß sich in eine durch das Konzil ausgelöste Bewegung einer alles verstehenden „Interpretation“ gestellt. Was jedoch als solche (von ihm bereits am I. Vaticanum erprobte) „existenziale Interpretation“ „streng“ wissenschaftlich (so S. 559 f. verdächtigerweise gleich fünfmal! S. 560 spricht O. sogar von „äußerster Strenge und Helle der verantwortenden Reflexion“!) vorgetragen wird — und, so muß man hinzufügen, in Zukunft in sieben Sprachen als Muster evangelischen theologischen Arbeitens um die Welt

gehen wird —, ist zusammenfassend nur als eine wortreiche Selbstpreisgabe evangelischer Theologie zu bezeichnen.

Demgegenüber stehen so präzise und konzentriert gearbeitete Abhandlungen wie die von Ratzinger über „die bischöfliche Kollegialität“ (II, S. 44—70) und so ernste und bewegende Ausführungen wie die von K. Rahner über „die Sünde in der Kirche“ (I, S. 346—362 — jetzt auch in Schriften zur Theologie Band VI). Kurzum, wenn sich nach Gestalt und Gehalt in diesem Werk „evangelische“ Beiträge finden, dann sind sie jedenfalls (wie der zuletzt genannte von Rahner) aus katholischer Feder geflossen. Diese Tatsache ist in unserer ökumenisch bewegten Zeit allerdings des Nachdenkens wert.

Gottfried Maron

KONZILSGESCHICHTE

August Leidl, Die Einheit der Kirchen auf den spätmittelalterlichen Konzilien. Von Konstanz bis Florenz. Konfessionskundl. und kontroverstheol. Studien Band XVII, hrsg. vom J.-A.-Möhler-Institut. Verlag Bonifacius-Druckerei, Paderborn 1966. 233 Seiten. DM 16.80.

Das Thema der zuerst als Preisarbeit und erweitert als Dissertation von der Münchener Kath. Theol. Fakultät angenommenen, sehr sorgfältig ausgeführten Arbeit liegt nur scheinbar weitab in einem wenig beachteten Teil des ausgedehnten Feldes der Konzilsgeschichte. Von den noch heute wie im 15. Jahrhundert ungelösten Fragen im Verhältnis Rom-Ostkirche her muß es vielmehr höchst aktuell erscheinen.

Leidl zeigt aus z. T. bisher wenn nicht unbekanntem, so doch nicht beachtetem Quellen, in welchem Umfang, in welchem Geist und mit welcher Intensität schon vor dem Unionskonzil von Ferrara-Florenz die Reformkonzilien von Konstanz, Siena und Basel sich der Wiederaufnahme der Beziehungen zwischen West- und Ostkirche zugewandt hatten. Der Gedanke einer umfassenden Wiederherstellung der Kirche zum Heil der Menschheit in Eintracht und Frieden wird schon unmittelbar nach dem, wie man hoffen konnte, erfolgreichen Abschluß des Pisaner Konzils 1409 vom Kanzler der Pa-

riser Universität, J. Ch. Gerson, in großangelegter Rede „über die Rückkehr der Griechen zur Einheit der Kirche“ vor dem französischen König Karl VI. entfaltet. Diese Gedanken führten schon in Konstanz zur Anwesenheit einer griechischen Gesandtschaft und zum von Papst Martin V. anerkannten Plan eines Unionskonzils in Konstantinopel.

Tragischerweise geriet die in Siena, das nicht zur Entfaltung kam, und dann besonders im sich hinziehenden Basler Konzil höchst lebendige Idee in die Spannung zwischen konziliaristischem Reformeifer und kuralistischem Einheitsverständnis. Dabei kam es zum unwürdigen Wettlauf zwischen den ungewandten Baslern und den gewandteren Emissären des Papstes Eugen IV., der, als Sieger daraus hervorgehend, 1438 in Ferrara sein Unionskonzil eröffnen konnte, das zur Florentiner Union vom 4. Juli 1439 führte, die der wirklichen Einheit von Ost- und Westkirche so schlecht gedient hat.

Diesem Konzil von Ferrara-Florenz ist der größte Teil des Buches gewidmet, wodurch vieles auch dem deutschen Leser jetzt besser erschlossen wird, was bisher vor allem durch die Arbeiten von J. Gill zu diesem Konzil zugänglich war. Dabei erscheint jedoch in einzelnen Punkten, insbesondere aber in der Grundkonzeption, der lateinische Standpunkt eher unkritisch als der rechtmäßige vorausgesetzt oder doch wenigstens faktisch festgehalten. Wenn auch im entscheidenden Kontroverspunkt Leidl das ablehnt, was er einen „übersteigerten Papalismus“ nennt, wie ihn etwa der Hauptwortführer der Lateiner, Johannes von Montenegro, vertrat, so wird er doch dem konstanten Hauptargument der Griechen nicht wirklich gerecht, das in dem Widerstand gegen die gesamtkirchlich und altkirchlich nicht legitimierte abendländische Sonderentwicklung, vor allem in der Primatsfrage, begründet bleibt. Bei allem auch von Leidl bezeugten Verständnis für die Position der Griechen erscheinen diese letzten Endes doch als solche, die mit der Einen Kirche nicht in der rechten Harmonie sich befinden. Hier jedoch setzt die heutige Kontroverse oder besser der in Zukunft zu führende Dialog ein, zu dem die inhalts- und aufschlußreiche Arbeit einen wertvollen Beitrag liefert.

Werner Küppers

ORTHODOXIE

Ernst Benz, Die russische Kirche und das abendländische Christentum. Nymphenburger Verlagshandlung, München 1966. 187 Seiten. Leinen DM 16.80. Studienausgabe kart. DM 12.80.

In Fortführung seiner früheren Arbeiten zum gleichen Thema untersucht der Marburger Kirchenhistoriker in dem vorliegenden Buch das Verhältnis der Russischen Orthodoxen Kirche zum abendländischen Christentum. Nach einer knappgefaßten Skizze der kirchengeschichtlichen Beziehungen zwischen Ost und West im ersten Kapitel schildert der Verfasser die einzelnen Phasen und Motive, die zu der gegenwärtigen Stellung der orthodoxen Kirchen in der Ökumene geführt haben. Das dritte Kapitel hat „Menschenwürde und Menschenrecht in der Geistesgeschichte der Östlich-Orthodoxen Kirche“ zum Gegenstand, wobei der Verfasser gegenüber weitverbreiteten Mißverständnissen den theologischen, geschichtlichen und literarischen (Dostojewski, Solowjew) Nachweis führt, daß „die Ostkirche das christliche Verständnis der Menschenwürde niemals verraten“ hat (S. 78). Allerdings bilden das östliche und das westliche Verständnis christlicher Menschenwürde eine „Spannungseinheit“, die zu gegenseitiger Korrektur und Ergänzung ruft, denn: „Das christliche Menschenbild des Abendlandes tendiert zum Individualismus, neigt zu einer Überbetonung der Rechte des Individuums, die schließlich Gott und den Nächsten vergißt. Das christliche Menschenbild der Ostkirche neigt zu einer Überbetonung der sakramentalen Gemeinschaft der Kirche und der noch umfassenderen Bruderschaft der Menschheit, in der der einzelne sein eigenes Recht und sich selber aufgibt, um dem andern zu dienen“ — Gegensätze, die sich in säkularisierter Form auf dem politischen Felde wieder begegnen (S. 110).

Neben den vielen positiven Beziehungen zwischen östlichem und westlichem Christentum betont der Verfasser im vierten Kapitel die Verantwortung der Kirchen für ein negatives Symptom gemeinsamer Entwicklung, den Nihilismus östlicher und westlicher Prägung. Es sei nämlich trotz der Vielgestaltigkeit der Quellen „ohne Zweifel, daß der